

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Fiona Barton

Die Witwe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

F I O N A B A R T O N

DIE WITWE

Ein liebender Ehemann
oder ein kaltblütiger Mörder ...
Was weiß sie wirklich?

Aus dem Englischen von
Sabine Längsfeld

Wunderlich

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
«The Widow» bei Penguin, Random House, UK.

Deutsche Erstausgabe
1. Auflage Juni 2016
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Redaktion Elisabeth Mahler
«The Widow» © 2016 by Fiona Barton
Satz Caslon 540 PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 8052 5097 9

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

ich habe viel Zeit damit verbracht, Menschen zuzusehen. Nicht nur in Cafés oder auf Bahnhöfen, sondern beruflich. Als Journalistin war ich eine professionelle Zuschauerin – «gelernte Beobachter» nennen wir uns gern im Scherz – und lernte, Körpersprache und verbale Ticks zu deuten, die uns zu Individuen und für andere interessant machen.

Im Laufe der Jahre habe ich Opfer interviewt, Täter, Berühmtheiten und ganz normale Leute, die von Tragödien getroffen oder vom großen Glück gestreift wurden. Doch erstaunlicherweise waren es nicht immer jene im Scheinwerferlicht, die mir im Gedächtnis geblieben sind. Oft waren es eher die Menschen am Rande, die Nebenfiguren eines Dramas, die mich nicht mehr losgelassen haben.

Bei den großen Prozessen – den grausamen Kapitalverbrechen, die Schlagzeilen gemacht haben – ertappte ich mich dabei, wie ich die Ehefrau des Mannes auf der Anklagebank beobachtete und mich fragte, was sie tatsächlich wusste – oder sich selbst zu wissen erlaubte.

Sie haben sie bestimmt auch schon gesehen, in den Nachrichten. Mag sein, dass Sie etwas genauer hinsehen mussten, aber sie ist eigentlich immer da. Sie steht auf den Stufen zum Gerichtsgebäude stumm hinter ihrem Mann. Während er lautstark seine Unschuld beteuert, nickt sie, drückt leicht seinen Arm, weil sie an ihn glaubt.

Aber was geschieht, wenn die Kameras ausgeschaltet sind und die Welt nicht länger zusieht?

Ich habe ein Bild vor Augen: das Bild von zwei Menschen, die beim Hackauflauf sitzen, sie essen zu Abend wie alle anderen Paare in ihrer Straße, aber sie können nicht miteinander sprechen. Das Klappern von Besteck auf Porzellan ist das einzige Geräusch im Raum, während sie sich mit den Zweifeln plagen, die leise unter der Tür ihres Vorstadtreihenhäuschens hereinsickern.

Denn ohne Zeugen und ohne Ablenkung müssen die Masken zwangsläufig herunterrutschen.

Ich wollte – ich musste – wissen, wie diese Frau mit der Vorstellung zurechtkommt, ihr Mann – der Mann, den sie gewählt hat – könnte ein Monster sein.

Und so nahm Jean Taylor Gestalt an. Sie ist jene stille Frau, die ich so oft auf den Stufen zum Gericht stehen sah, die Ehefrau, die ich dabei beobachten konnte, wie sie regungslos zusah, während ihr Mann seine Aussage machte.

In diesem Roman – es ist mein erster – zeigt uns Jean ihre öffentliche und ihre ganz private Version eines geliebten Ehemannes und einer glücklichen Ehe, die völlig auf den Kopf gestellt wird, als ein Kind verschwindet und plötzlich Polizei und Presse vor ihrer Haustür stehen.

Ich hoffe, Sie finden Gefallen an diesem Roman. Ich habe ihn unglaublich gern geschrieben und kann Jean Taylor – und jenen Frauen, die Patin für sie standen – gar nicht genug danken.

Fiona Barton

Für Gary, Tom und Lucy,
ohne die nichts von Bedeutung wäre

Mittwoch, 9. Juni 2010

DIE WITWE

Ich höre die knirschenden Schritte auf dem Weg. Ein entschlossener Gang auf hohen Absätzen. Sie ist schon fast an der Tür, zögert, streicht sich die Haare aus dem Gesicht. Hübsches Outfit. Mantel mit großen Knöpfen, darunter ein stilvolles Kleid, die Brille auf den Kopf zurückgeschoben. Keine Zeugin Jehovas und auch nicht von der Labour Party. Muss von der Presse sein, aber keine von der üblichen Sorte Reporter. Sie ist schon der zweite heute – macht diese Woche insgesamt vier, dabei ist erst Mittwoch. Wetten, sie sagt, «Es tut mir furchtbar leid, Sie in dieser schwierigen Situation zu belästigen». Das sagen sie nämlich alle und machen dabei dieses dämliche Gesicht. Als würde die das kümmern.

Ich werde abwarten, ob sie ein zweites Mal klingelt. Der Typ heute Vormittag hat es jedenfalls nicht getan. Manche sind sichtlich genervt. Sie machen auf dem Absatz kehrt, sobald sie den Finger von der Klingel genommen haben, marschieren, so schnell es geht, den Weg zurück, ab ins Auto und nichts wie weg. Dann können sie ihrem Chef sagen, sie hätten's versucht, aber sie sei nicht da gewesen. Erbärmlich.

Sie klingelt ein zweites Mal. Und klopft dann laut an die Tür, mit Nachdruck. Wie eine Polizistin. Sie sieht mich durch den Spalt in den Gardinen spähen und setzt ein strahlendes Lächeln auf. Hollywood-Lächeln, nennt es meine Mutter. Dann klopft sie wieder.

Als ich die Tür öffne, drückt sie mir die Milchflasche, die auf der Stufe stand, in die Hand und sagt: «Die wollen Sie sicher nicht draußen lassen, sonst wird sie schlecht. Ist es okay, wenn ich reinkomme? Haben Sie Wasser aufgesetzt?» Ich kann nicht atmen und sprechen schon gar nicht. Sie fängt wieder an zu lächeln, hält den Kopf geneigt. «Ich bin Kate», sagt sie. «Kate Waters, Reporterin von der *Daily Post*.»

«Ich bin ...», will ich sagen und merke dann, dass sie nicht gefragt hat.

«Ich weiß, wer Sie sind, Mrs. Taylor», sagt sie. Unausgesprochen bleiben die Worte: *Sie sind die Story*. «Wir sollten nicht hier draußen stehen bleiben.» Und noch während sie redet, steht sie, ich weiß auch nicht, wie, plötzlich in der Diele.

Ich bin so verblüfft, mir fehlen die Worte und sie interpretiert mein Schweigen als Erlaubnis, mit der Milchflasche in der Hand meine Küche zu betreten und mir Tee zu kochen. Ich gehe ihr nach – die Küche ist nicht besonders groß, und es wird ein bisschen eng, als sie sich zu schaffen macht. Sie setzt Wasser auf und öffnet auf der Suche nach Tassen und Zucker sämtliche Schränke. Ich stehe einfach nur da, lasse sie machen.

Sie plaudert. Macht eine Bemerkung über die Einbauküche. «Was für eine hübsche Küche, das Weiß wirkt so frisch – ich wünschte, bei mir zu Hause sähe es auch so aus. Haben Sie die selbst einbauen lassen?»

Ich habe das Gefühl, mich mit einer Freundin zu unterhalten. Mit einer Reporterin zu reden ist anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich dachte, es sei wie eine polizeiliche Befragung. Ich dachte, es sei eine Qual, ein Verhör. Das hat Glen, mein Mann, jedenfalls behauptet. Dabei ist es ganz anders, irgendwie.

«Ja», sage ich, «wir haben uns für weiße Fronten und rote Griffe entschieden, weil das ordentlicher aussieht.» Ich stehe bei mir zu Hause und unterhalte mich mit einer Reporterin über Einbauküchen. Glen würde ausrasten.

«Hier entlang, oder?», sagt sie, und ich öffne die Tür zum Wohnzimmer.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich sie hier haben will oder nicht – bin mir nicht sicher, was ich fühle. Jetzt zu protestieren käme mir falsch vor – sie sitzt ja nur da, eine Tasse Tee in der Hand, und unterhält sich mit mir. Es ist komisch, aber ich genieße die Aufmerksamkeit. Ich fühle mich in diesem Haus ein bisschen einsam, seit Glen fort ist.

Und sie scheint irgendwie das Kommando übernommen zu haben. Eigentlich richtig schön, dass jemand wieder die Verantwortung hat. Ich habe langsam Panik bekommen, weil ich mich jetzt ganz alleine um sämtliche Angelegenheiten kümmern muss, aber Kate Waters sagt, sie mache das alles.

Ich müsse ihr nur alles über mein Leben erzählen, sagt Kate.

Mein Leben? Sie will doch eigentlich gar nichts über mich wissen. Sie hat nicht an meiner Tür geklingelt, um etwas über Jean Taylor zu erfahren. Sie will die Wahrheit über ihn hören. Über Glen. Meinen Mann.

Mein Mann ist nämlich vor drei Wochen gestorben. Von einem Bus überfahren, direkt vor Sainsbury's. Eben war er noch da und hat mich angemault, weil ich das falsche Müsli gekauft habe, und eine Sekunde später: tot, mitten auf der Straße, vor dem Supermarkt. Seinen Kopfverletzungen erlegen, hieß es. Jedenfalls tot. Ich stand nur da und sah ihn auf dem Boden liegen. Menschen rannten herum, holten was zum Zudecken, und auf dem

Asphalt war ein bisschen Blut. Nicht viel. Glen wäre froh gewesen. Jede Art von Sauerei war ihm zuwider.

Alle waren sehr nett zu mir und versuchten, mich vor dem Anblick seiner Leiche zu bewahren, und ich konnte keinem sagen, wie froh ich war, dass er tot war. Endlich war Schluss mit seinem Unsinn.

Mittwoch, 9. Juni 2010

DIE WITWE

Die Polizei kam ins Krankenhaus, logisch. Sogar DI Bob Sparkes tauchte in der Notaufnahme auf, um über Glen zu sprechen. Ich redete mit keinem, weder mit ihm noch mit den anderen. Sagte, ich hätte ihnen nichts zu sagen, sei zu aufgewühlt, um zu reden. Weinte ein bisschen.

Detective Inspector Bob Sparkes ist schon so lange ein Teil meines Lebens – mehr als drei Jahre sind's inzwischen –, aber es ist möglich, dass er jetzt gemeinsam mit dir verschwindet, Glen.

Davon erzähle ich Kate Waters nichts. Sie sitzt in dem anderen Wohnzimmeressel, hält ihre Teetasse umfasst und schlenkert mit dem Fuß.

«Jean», sagt sie – Mrs. Taylor ist verschwunden, fällt mir auf –, «die letzte Woche muss hart für Sie gewesen sein. Nach allem, was Sie durchgemacht haben.»

Ich sage nichts, halte den Blick gesenkt. Sie hat keine Ahnung, was ich durchgemacht habe. Wirklich, niemand hat das. Ich konnte es nie jemandem erzählen. Glen meinte, es sei besser so.

Wir sitzen da und schweigen, dann versucht sie es auf einem anderen Weg. Sie steht auf und nimmt ein Foto von uns beiden vom Kamin – wir zwei, wie wir über irgendwas lachen.

«Wie jung Sie aussehen», sagt sie. «War das vor der Hochzeit?»

Ich nicke.

«Kannten Sie sich vorher schon lange? Haben Sie sich in der Schule kennengelernt?»

«Nein, nicht in der Schule. Wir haben uns an einer Bushaltestelle kennengelernt», erzähle ich. «Er sah gut aus, und er hat mich zum Lachen gebracht. Ich war siebzehn, Friseurlehrling in Greenwich, und er hat bei einer Bank gearbeitet. Er war etwas älter als ich, trug einen Anzug und teure Schuhe. Er war anders.»

Ich lasse es wie einen Liebesroman klingen, und Kate Waters saugt jedes Wort begierig auf, kritzelt in ihr Notizheft, wirft mir über ihre kleine Brille Blicke zu und nickt verständnisvoll. Mich täuscht sie nicht.

Eigentlich kam Glen mir am Anfang nicht besonders romantisch vor. Unsere *Romanze* fand hauptsächlich im Dunkeln statt – im Kino, auf dem Rücksitz von seinem Escort, im Park –, da wurde nicht viel geredet. Aber ich kann mich an das erste Mal erinnern, als er mir sagte, dass er mich liebe. Es kribbelte am ganzen Körper, so als könne ich jeden Millimeter meiner Haut spüren. Ich fühlte mich zum ersten Mal im Leben lebendig. Ich sagte ihm, dass ich ihn auch liebe. Verzweifelt. Dass ich weder essen noch schlafen könne, ohne an ihn zu denken.

Meine Mutter sagte damals, ich sei «becirct», als ich wie ferngesteuert durchs Haus lief. Ich war mir nicht sicher, was das heißen sollte, «becirct», jedenfalls wollte ich jede Sekunde mit Glen zusammen sein, und er sagte damals, ihm gehe es genauso. Ich glaube, Mama war ein bisschen eifersüchtig. Sie war total auf mich fixiert.

«Sie ist viel zu sehr auf dich fixiert, Jeanie», sagte Glen. «Es ist doch nicht normal, überall nur mit der Tochter hinzugehen.»

Ich versuchte, ihm zu erklären, dass meine Mutter

Angst habe, allein aus dem Haus zu gehen, aber Glen nannte sie egoistisch.

Er war so fürsorglich, suchte im Pub immer einen Platz weit weg von der Bar für mich («Ich möchte nicht, dass es dir zu laut ist»), und im Restaurant bestellte er für mich, damit ich neue Dinge ausprobieren könne («Das wirst du lieben, Jeanie. Probier's einfach»). Das tat ich auch, und manchmal schmeckten die neuen Dinge wirklich gut. Und wenn nicht, sagte ich nichts, um seine Gefühle nicht zu verletzen. Wenn ich mich ihm widersetzte, wurde er immer ganz still. Ich hasste das. Ich kam mir dann so vor, als hätte ich ihn enttäuscht.

Mit jemandem wie Glen war ich noch nie zusammen gewesen, mit einem, der wusste, was er vom Leben wollte. Die anderen Jungs waren nicht mehr als das – Jungs.

Als Glen mir zwei Jahre später einen Heiratsantrag machte, ging er dabei nicht auf die Knie. Er zog mich nur ganz nah an sich ran und sagte: «Du gehörst zu mir, Jeanie. Wir gehören zusammen. Lass uns heiraten.»

Meine Mutter hatte er damals längst um den Finger gewickelt. Er brachte ihr Blumen mit – «Eine Kleinigkeit für die andere Frau meines Lebens», sagte er dann, worauf sie kicherte, und sie unterhielten sich über *Coronation Street* oder das Königshaus. Mama liebte es. Sie sagte, ich sei ein Glückspilz. Dass er mich aus meinem Schneckenhaus gelockt habe. Etwas aus mir machen werde. Sie erkannte, dass er sich um mich kümmern würde. Und das tat er auch.

«Wie war er damals?», fragt Kate Waters und beugt sich aufmunternd zu mir vor. Damals. Vor der ganzen schrecklichen Sache, meint sie.

«Oh, er war ein wunderbarer Mann. Total verknallt, er tat alles für mich», sage ich. «Hat mir immer Blumen und Geschenke mitgebracht. Sagte, ich sei die Eine. Ich war völlig von den Socken. Ich war erst siebzehn.»

Sie liebt es. Schreibt in komischem Gekritzel jedes Wort von mir mit und sieht dann auf. Ich versuche krampfhaft, nicht zu lachen. Ich spüre, wie die Hysterie in mir hochsteigt, aber es kommt als Schluchzer raus, und sie streckt die Hand aus und berührt mich sacht am Arm.

«Nicht», sagt sie. «Es ist vorbei.»

Ja, das ist es. Vorbei mit der Polizei. Vorbei mit Glen. Vorbei mit seinem Unsinn.

Ich weiß nicht mehr, wann ich angefangen habe, es so zu nennen. Es hatte schon viel früher begonnen, lange ehe ich es benennen konnte. Ich war viel zu sehr damit beschäftigt gewesen, unsere Ehe zu perfektionieren, angefangen bei der Hochzeit in Charlton House.

Meine Eltern waren der Meinung, ich sei mit neunzehn noch zu jung zum Heiraten, aber wir überredeten sie. Na ja, eigentlich Glen. Er war wild entschlossen, verkehrte mich so sehr, dass mein Vater schließlich ja sagte und wir mit einer Flasche Lambrusco feierten.

Sie gaben ein Vermögen für die Hochzeit aus, schließlich war ich ihr einziges Kind. Und ich verbrachte meine Zeit nur noch damit, mir mit Mama Bilder in Hochzeitsmagazinen anzusehen und von meinem großen Tag zu träumen. Wie ich mich daran klammerte! Es war mein ganzer Lebensinhalt.

Glen mischte sich nicht ein. «Das ist deine Abteilung», sagte er und lachte. Das klang so, als habe er auch eine Abteilung. Ich dachte, er meine wahrscheinlich seinen Job damit; er sei der Ernährer, sagte er. «Ich weiß,

es klingt altmodisch, Jeanie, aber ich möchte für dich sorgen. Du bist noch so jung, und wir haben noch unser ganzes Leben vor uns.»

Er hatte immer große Pläne und redete mit Begeisterung darüber. Erst wollte er Filialleiter in der Bank werden und dann kündigen, um sich selbständig zu machen. Sein eigener Herr sein und jede Menge Geld verdienen. Ich sah ihn genau vor mir: Maßanzug, eigene Sekretärin, großes Auto. Und ich, ich würde für ihn sorgen. «Bleib bitte, wie du bist, Jeanie. Ich liebe dich genau so», sagte er immer.

Also kauften wir uns ein Haus und zogen nach der Hochzeit ein. Nach all den Jahren sind wir immer noch hier, in der Nummer 12.

Vor dem Haus war ein Vorgarten gewesen, aber den schütteten wir mit Kies auf, «um uns das Rasenmähen zu sparen», wie Glen sagte. Mir hatte der Rasen gut gefallen, aber Glen hatte es gern ordentlich. Das war am Anfang, nachdem wir zusammengezogen waren, ziemlich hart für mich, weil ich schon immer ein bisschen unordentlich gewesen bin. Meine Mutter fand hin und wieder schmutzige Teller und alte Socken zwischen den Flusen unter meinem Bett. Glen wäre tot umgefallen, wenn er das je gesehen hätte.

Ich sehe ihn noch vor mir, die Kiefer zusammengepresst und die Augen ganz schmal, als er mich eines Abends nach dem Abendessen dabei erwischte, wie ich mit der Hand die Krümel vom Tisch auf den Fußboden fegte, noch ziemlich am Anfang unserer Ehe. Ich hatte nicht mal gemerkt, was ich tat – hatte es vorher sicher schon hundertmal gemacht, ohne darüber nachzudenken. Ich tat es nie wieder. In der Beziehung war er wirklich gut für mich, er zeigte mir, was man tun musste,

damit es zu Hause immer hübsch war. Er hatte es gern hübsch.

Am Anfang erzählte Glen mir alles über seinen Job bei der Bank – welche Aufgaben er hatte, wie sehr die Jüngeren ihm vertrauten, die kleinen Streiche, die die Angestellten einander spielten, von seinem Boss, den er nicht ausstehen konnte («Hält sich für was Besseres, Jeanie»), und von den Leuten, mit denen er zusammenarbeitete. Joy und Liz in der Verwaltung; Scott vom Schalter mit der schrecklichen Haut, der so leicht rot wurde; May, die Auszubildende, die ständig Fehler machte. Ich liebte seine Geschichten, ich liebte es, von seiner Welt zu hören.

Ich glaube, ich habe ihm auch von meiner Arbeit erzählt, aber unsere Gespräche sind dann immer ganz schnell wieder auf die Bank zurückgekommen.

«Friseur ist nicht der aufregendste Job der Welt», sagte er dann, «aber du machst das trotzdem ganz toll, Jeanie. Ich bin stolz auf dich.»

Er wolle mein Selbstwertgefühl steigern, sagte er mir. Und das tat er auch. Von Glen geliebt zu werden, gab mir ein Gefühl der Geborgenheit.

Kate Waters sieht mich an und macht wieder diese Bewegung mit ihrem Kopf. Sie ist gut, das muss ich ihr lassen. Ich habe noch nie mit Journalisten gesprochen, sie allenfalls davongejagt; ganz zu schweigen davon, jemanden zu mir ins Haus zu lassen. Sie kommen seit Jahren zu uns an die Tür, immer wieder mal, aber bis heute ist keiner hier reingekommen. Dafür hat Glen gesorgt.

Aber jetzt ist Glen nicht hier. Und Kate Waters scheint anders zu sein als die anderen. Sie spüre zwischen uns eine «echte Verbindung», hat sie zu mir gesagt. Sie habe das Gefühl, wir würden uns seit Jahren kennen. Und ich weiß, was sie damit meint.

«Sein Tod muss ein furchtbarer Schock für Sie gewesen sein», sagt sie und drückt wieder meinen Arm. Ich nicke stumm.

Ich kann ihr nicht erzählen, wie ich nachts immer im Dunkeln lag und mir wünschte, Glen wäre tot. Na ja, nicht direkt tot. Ich wollte ja nicht, dass er Schmerzen hat oder irgendwie leiden muss, ich wollte einfach nur, dass er weg ist. Ich malte mir immer den Augenblick aus, wie es wäre, wenn ich den Anruf von der Polizei bekäme.

«Mrs. Taylor», würde eine tiefe Stimme sagen, «es tut mir sehr leid, aber ich habe schlechte Nachrichten.» Und die Vorahnung des nächsten Satzes brachte mich jedes Mal beinahe zum Kichern. «Mrs. Taylor, es tut mir leid, Ihr Mann ist bei einem Unfall ums Leben gekommen.»

Dann sah ich mich – wirklich, ich sah mich – schluchzen und anschließend den Hörer zur Hand nehmen, um seine Mutter anzurufen. «Mary», würde ich sagen. «Es tut mir so leid, aber ich habe schlechte Nachrichten. Es geht um Glen. Er ist tot.»

Ich konnte den Schock in ihrer Stimme hören. Ihre Trauer fühlen. Ich konnte die Anteilnahme von Freunden spüren, und wie meine Familie sich um mich versammelte. Und dann die heimliche Freude.

Ich, die trauernde Witwe. Dass ich nicht lache!

Als es dann tatsächlich passierte, fühlte es sich viel weniger real an. Seine Mutter klang einen Augenblick lang fast so erleichtert wie ich, weil es endlich vorbei war. Dann legte sie auf und weinte um ihr Kind. Außerdem hatte ich keine Freunde, denen ich es hätte mitteilen können, und die Familie, die sich um mich scharte, war eher ein trauriges Häuflein.

Kate Waters sagt irgendwas von aufs Klo müssen und noch ein Tässchen Tee kochen, und ich lasse sie machen,

reiche ihr meine Tasse und zeige ihr das Gästeklo. Als sie weg ist, sehe ich mich eilig im Wohnzimmer um und vergewissere mich, dass nichts von Glen herumliegt. Keine Souvenirs, die sie mitgehen lassen könnte. Glen hat mich gewarnt. Er hat mir alles über die Presse erzählt. Die Klospülung rauscht, und schließlich taucht Kate mit einem Tablett wieder auf und fängt wieder davon an, was für eine bewundernswerte Frau ich sein müsse, so loyal.

Mein Blick wandert ständig zu dem Hochzeitsbild an der Wand über dem Gaskamin. Wir sehen so jung aus, als hätten wir uns mit den Klamotten unserer Eltern verkleidet. Kate Waters folgt meinem Blick und nimmt das Foto von der Wand.

Sie setzt sich zu mir auf die Armlehne, und gemeinsam betrachten wir das Bild. Der 6. September 1989. Der Tag, an dem wir den Bund fürs Leben schlossen. Ich weiß nicht, warum ich anfangs zu weinen – meine ersten echten Tränen, seit Glen gestorben ist –, und Kate Waters nimmt mich in den Arm.

Mittwoch, 9. Juni 2010

DIE JOURNALISTIN

Kate Waters verlagerte ihr Gewicht. Sie hätte vorhin den Kaffee nicht trinken sollen. Erst der Kaffee und jetzt noch der Tee. Ihre Blase sendete eindeutige Signale, und es konnte passieren, dass sie Jean Taylor mit ihren Gedanken allein lassen musste. In dieser Phase keine gute Idee, vor allem, weil Jean inzwischen wieder etwas still geworden war. Sie nippte an ihrem Tee und starrte ins Leere. Kate bemühte sich verzweifelt, die Beziehung nicht zu zerstören, die sich langsam zwischen ihnen aufbaute. Sie befanden sich in einem sehr heiklen Stadium. Ging der Augenkontakt verloren, konnte die ganze Stimmung kippen.

Steve, ihr Mann, hatte ihren Job mal damit verglichen, sich an ein Tier heranzupirschen. Er hatte auf einer Dinnerparty ein Glas Rioja zu viel getrunken und große Reden geschwungen.

«Sie schleicht sich immer näher an ihr Opfer heran, füttert es mit kleinen Häppchen Nettigkeit und Humor, mit einem Hinweis auf Geld, auf die Chance, die eigene Seite der Geschichte zu erzählen, bis man ihr schließlich aus der Hand frisst. Das ist wahre Kunst», hatte er der Gästeschar erzählt, die um ihren Esstisch versammelt war.

Sie hatten seine Kollegen aus der Onkologie zu Gast gehabt, und Kate hatte dabeigesessen, ihr professionelles Lächeln aufgesetzt und gemurmelt: «Ach, komm, Schatz,

du solltest mich eigentlich besser kennen», während die Gäste verlegen lachten und an ihren Weingläsern nippeten. Später, beim Abwasch, war sie außer sich gewesen. Das Spülwasser war auf den Boden gespritzt, so heftig hatte sie die Töpfe ins Becken geknallt, aber Steve hatte sie in die Arme genommen und sie einfach geküsst, bis sie wieder versöhnt war.

«Du weißt, wie sehr ich dich bewundere, Kate», hatte er gesagt. «Du bist großartig in dem, was du tust.»

Sie hatte den Kuss erwidert, doch Steve hatte recht. Manchmal war es tatsächlich wie ein Spiel oder ein koketter Tanz, so spontan eine Verbindung zu einem misstrauischen – sogar feindseligen – fremden Menschen aufzubauen. Sie liebte diesen Part. Liebte den Adrenalinkick, wenn sie als Erste den Fuß auf eine Türschwelle setzte, vor der restlichen Meute; wenn sie klingelte und im Haus Geräusche vernahm; wenn sie durch die Milchglasscheibe sah, wie das Licht sich veränderte, weil jemand sich der Haustür näherte, und sie dann, sobald die Tür aufging, noch einen Gang hochschaltete und alles gab.

Reporter hatten auf der Türschwelle völlig unterschiedliche Taktiken: Ein Freund, mit dem sie geübt hatte, setzte immer seinen «Letzter Welpen im Korb»-Blick auf, um Sympathien zu wecken; eine Freundin schob grundsätzlich ihrem Chefredakteur die Schuld in die Schuhe, weil der sie zwang, schon wieder anzuklopfen; und eine hatte sich sogar einmal ein Kissen unter den Pullover gestopft, so getan, als sei sie schwanger, und darum gebeten, das Klo benutzen zu dürfen.

Nicht Kates Stil. Sie hatte ihre eigenen Regeln: immer lächeln, nie zu dicht vor der Haustür stehen, nie mit einer Entschuldigung anfangen und immer versuchen, von der Tatsache abzulenken, dass man hinter einer Story her ist.

Die Nummer mit der Milchflasche hatte sie schon mal abgezogen, aber leider waren Milchmänner eine aussterbende Spezies. Sie war sehr zufrieden, weil sie so offensichtlich mühelos durch die Tür gekommen war.

Dabei hatte sie überhaupt nicht kommen wollen. Sie musste dringend in die Redaktion und ihre Spesenabrechnung fertig machen, ehe die Kreditkartenabrechnung ihr Konto killte.

Doch ihr Nachrichtenredakteur hatte nichts davon hören wollen. «Sie fahren bei der Witwe vorbei und klopfen mal an – liegt doch sowieso auf dem Weg», hatte Terry Deacon in den Hörer gebellt, über die Radionachrichten im Hintergrund hinweg. «Wer weiß? Heute könnte doch Ihr Glückstag sein.»

Kate hatte geseufzt. Sie hatte sofort gewusst, wen Terry meinte. Es gab nur eine Witwe, von der diese Woche jeder ein Interview wollte, aber sie wusste auch, wie breitgetrampelt dieser Pfad inzwischen war. Drei ihrer Kollegen von der *Post* hatten es bereits probiert – und sie war sich sicher, dass sie die letzte Reporterin im ganzen Land war, die noch nicht an diese Tür geklopft hatte.

So gut wie.

Als sie die Abzweigung zu Jean Taylors Straße erreichte, hielt sie automatisch nach Kollegen Ausschau und sah sofort den Mann von der *Times* neben einem Wagen stehen. Langweilige Krawatte, Ellbogenflicken, Seitenscheitel. Der Klassiker. Sie fuhr langsam weiter, blieb im zähen Verkehrsfluss auf der Hauptstraße, behielt den Feind aber weiter im Auge. Sie würde noch einmal um den Block fahren müssen und ein wenig warten, in der Hoffnung, dass er, wenn sie wiederkäme, verschwunden wäre.

«Scheiße!», murmelte sie, setzte den Blinker und bog in eine Seitenstraße ab, um zu parken.

Fünfzehn Minuten und einen kurzen Blick in die Tageszeitungen später schnallte Kate sich wieder an und startete den Motor. Ihr Telefon klingelte, und sie kramte in ihrer Handtasche, um es zu finden. Beim Rausangeln sah sie Bob Sparkes' Namen auf dem Display und stellte den Motor wieder ab.

«Hallo, Bob! Wie geht es Ihnen? Was gibt's denn?»

Detective Inspector Bob Sparkes wollte etwas von ihr, so viel stand fest. Er gehörte nicht zu den Typen, die nur anriefen, weil sie Lust zu plaudern hatten, und sie wettete mit sich selbst, dass das Gespräch keine sechzig Sekunden dauern würde.

«Hallo, Kate. Gut, danke. Ganz schön was los – Sie wissen ja, wie das ist. Hab ein paar Fälle auf dem Tisch, aber nichts Spannendes. Hören Sie, Kate, ich hab mich gefragt, ob Sie eigentlich immer noch an der Glen-Taylor-Sache dran sind.»

«Himmel, Bob, lassen Sie mich etwa beschatten? Ich wollte eben bei Jean Taylor an die Haustür klopfen.»

Sparkes lachte. «Keine Sorge, soweit ich weiß, stehen Sie noch nicht auf der Liste.»

«Irgendwas, das ich wissen sollte, ehe ich zu ihr gehe?», fragte Kate. «Irgendwelche neuen Erkenntnisse, seit Glen Taylor gestorben ist?»

«Nein, im Grunde nicht.» Sie merkte seiner Stimme an, dass er enttäuscht war. «Ich habe mich gefragt, ob Sie vielleicht was gehört haben. Außerdem würde ich mich über eine kleine Vorwarnung freuen, sollte Jean tatsächlich was sagen.»

«Ich rufe Sie hinterher an», sagte sie. «Aber wahrscheinlich knallt sie mir die Türe vor der Nase zu. So war es zumindest bei sämtlichen Kollegen.»

«Okay. Bis später.»

Ende. Sie warf einen Blick aufs Display und grinste. Einundvierzig Sekunden. Neuer Rekord. Das musste sie ihm unbedingt unter die Nase reiben, wenn sie sich das nächste Mal sahen.

Fünf Minuten später hatte sie langsam Jean Taylors in- zwischen pressefreie Straße wieder durchquert und war den Weg zur Haustür hochgegangen.

Und jetzt wollte sie die Story!

Reiß dich zusammen, Himmel noch mall!, dachte sie und grub sich die Fingernägel in die Handfläche, um sich abzulenken. Nein – keine Chance.

«Sorry, Jean, aber dürfte ich kurz Ihre Toilette benutzen?», fragte sie und lächelte entschuldigend. «Tee läuft einfach direkt durch, oder? Wenn Sie wollen, mache ich uns noch einen.»

Jean nickte und stand auf. «Hier entlang», sagte sie und trat zur Seite, um Kate den Weg zur pfirsichfarbenen Gästetoilette zu weisen.

Während Kate sich mit der parfümierten Gästeseife die Hände wusch, blickte sie auf und fing ihr Gesicht im Spiegel ein. Sie sah ein bisschen müde aus, fand sie, strich sich die widerspenstigen Haare glatt und klopfte mit den Fingerspitzen zart über die Tränensäcke, wie von der jungen Frau empfohlen, bei der sie sich hin und wieder eine Kosmetikbehandlung gönnte.

Weil sie unbeobachtet war, überflog sie kurze Zeit später in der Küche ganz nebenbei die Notizen und Magnete auf dem Kühlschrank, während sie darauf wartete, dass das Wasser kochte. Einkaufszettel und Urlaubssouvenirs – hier gab's für sie nicht viel zu holen. Ein Foto von den Taylors, aufgenommen in einem Strandrestaurant, zeigte das Paar lächelnd und in die Kamera pros- tend. Glen Taylor, zerzauste dunkle Haare und ein Ur-

laubslächeln, und Jean, dunkelblond, die Haare sorgfältig geföhnt und ordentlich hinter die Ohren geschoben, das Abend-Make-up in der Hitze leicht verlaufen und dazu dieser Seitenblick auf ihren Ehemann.

Bewundernd oder ängstlich?, fragte Kate sich.

Die letzten Jahre hatten an der Frau auf dem Bild eindeutig ihre Spuren hinterlassen. Die Jean im Wohnzimmer hockte in Cargohose, Schlabbershirt und Strickjacke da. Die Haare lösten sich aus dem unordentlichen Pferdeschwanz. Steve zog sie immer mit ihrer Detailgenauigkeit auf, aber genau darin bestand ihr Job – auf die kleinen Dinge zu achten. «Ich bin eine gelernte Beobachterin», pflegte sie zu scherzen. Sie liebte es, ihren Lesern von den winzigen, verräterischen Details zu erzählen. Jeans raue, rissige Hände waren ihr sofort aufgefallen – Friseursenhände, hatte sie gedacht – und die vom nervösen Kauen ausgefranzte Nagelhaut.

Die Fältchen um die Augen der Witwe sprachen ihre eigene Sprache.

Kate holte ihr Telefon raus und fotografierte den Urlaubsschnappschuss. Sie bemerkte, dass in dieser Küche alles völlig makellos war. Anders als bei ihr, wo ihre beiden Teenager-Söhne mit Sicherheit nach dem Frühstück wieder eine Spur der Verwüstung hinterlassen hatten – schmutzige Kaffeebecher, saure Milch, eine angebissene Scheibe Toast, ein aufgeschraubtes Marmeladenglas, in dem noch ein Messer steckte. Und auf dem Fußboden das obligatorische, vor sich hingammelnde Fußballtrikot.

Der Wasserkocher – und mit ihm sämtliche Gedanken an zu Hause – schaltete sich ab, sie goss den Tee auf und trug die Tassen auf einem Tablett nach drüben.

Jean starrte in die Luft, die Zähne machten sich am Daumen zu schaffen.

«Besser», sagte Kate und ließ sich in den Sessel plumpsen. «Bitte entschuldigen Sie. Wo waren wir gleich wieder stehengeblieben?»

Sie musste sich eingestehen, dass sie sich langsam Sorgen machte. Sie hatte jetzt fast eine Stunde mit Jean Taylor verbracht, hatte ein Notizheft voller Häppchen über ihre Kindheit und die frühen Tage ihrer Ehe. Aber das war alles. Sobald sie der Geschichte ein winziges bisschen näher auf den Leib gerückt war, hatte Jean augenblicklich das Thema gewechselt und sich auf sicheres Terrain zurückgezogen. Irgendwann zwischendurch hatten sie sich lang und breit über die Herausforderungen unterhalten, die Kinder mit sich bringen, bis sie kurz unterbrochen worden waren: Kate war schließlich doch irgendwann ans Telefon gegangen, um auf die hartnäckigen Anrufe aus der Redaktion zu reagieren.

Terry war außer sich, als er hörte, wo Kate war. «Großartig», brüllte er ins Telefon. «Gut gemacht! Was sagt sie? Wann kannst du liefern?»

Von Jean Taylor eindringlich beobachtet, murmelte Kate: «Warte bitte kurz, Terry. Ich habe fast keinen Empfang.» Sie verzog sich nach hinten in den Garten, nicht ohne Jean mit theatralischem Kopfschütteln noch schnell zu verstehen zu geben, wie genervt sie war.

«Himmel noch mal, Terry! Ich saß direkt neben ihr! Ich kann jetzt nicht sprechen!», zischte sie. «Ehrlich gesagt, läuft hier alles ein bisschen sehr zäh, aber ich glaube, sie fängt langsam an, mir zu vertrauen. Lass mich einfach machen.»

«Hat sie schon was unterschrieben?», fragte Terry. «Du nimmst sie jetzt erst mal unter Vertrag, danach haben wir alle Zeit der Welt, sämtliche Einzelheiten aus ihr rauszukitzeln.»

«Ich will sie aber nicht verschrecken, indem ich sie bedränge, Terry. Ich tue, was ich kann. Bis später.»

Kate drückte das Gespräch entschieden weg und überlegte den nächsten Schritt. Vielleicht genügte es ja, einfach sofort Geld ins Spiel zu bringen. Tee und Mitgefühl waren abgehakt und langsam wurde es Zeit, nicht mehr länger um den heißen Brei herumzureden.

Es war gut möglich, dass es bei Jean finanziell eng wurde, seit ihr Mann tot war.

Er war schließlich nicht mehr da, um für sie zu sorgen. Oder um ihr den Mund zu verbieten.